

TRICIA SEAMAN  
mit Diane Nichols

# *Dann sorge ich für dich*

Wie meine Freundin starb und  
Gott mir einen Sohn schenkte

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Carmen Shamsianpur

**SCM**  

---

**Hänssler**

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© der deutschen Ausgabe 2018

SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH  
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de); E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)

Originally published in English under the title: *God gave me you*  
Original English language edition Copyright © 2016 by Tricia Seaman  
All rightst reserved including the right of reproduction in whole or in part  
in any form. This edition published by arrangement with the original  
publisher, Howard Books, a Division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben,  
folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM  
R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Witten/Holzgerlingen.

Übersetzung: Carmen Shamsianpur

Umschlaggestaltung: SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen

Titelbild und Bildteil: © Familie Seaman

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-5835-0

Bestell-Nr. 395.835

# Inhalt

Einleitung .....	11
1. Zimmer 173 .....	15
2. Die Bitte .....	23
3. Babyfieber .....	27
4. Wohin die Reise geht .....	37
5. Hinter dem Hügel .....	43
6. Was blieb .....	53
7. Der Osterbesuch .....	61
8. Der Probelauf .....	69
9. Die Geduldsprobe .....	77
10. Ein Tag, den man nie vergisst .....	85
11. Trautes Heim .....	95
12. Richtungsänderung .....	107
13. Eine große, glückliche Familie .....	113
14. Von guten Freunden umgeben .....	125
15. Nichts geht über Walmart .....	131
16. Nestbau .....	143
17. Auszeit .....	149
18. Sandstrand .....	159

19. Eine völlig neue Welt .....	167
20. Geburtstagskätzchen .....	173
21. Zu enge Bindung .....	179
22. Am Broadway .....	185
23. Dem Himmel nah .....	193
24. Die Ruhe vor dem Sturm .....	203
25. Loslassen .....	213
26. Ein Engel mehr im Himmel .....	225
27. Lila Himmel .....	233
Gott hat dich für mich ausgewählt .....	239
Danksagungen .....	241

# 1. Zimmer 173

Die Vorhänge waren zugezogen, um die störenden Strahlen der Nachmittagssonne nicht in das Zimmer zu lassen, in dem meine Patientin schlief. Ihr dunkles, glattes Haar war zerzaust und lag ausgebreitet auf dem gestärkten weißen Kissenbezug. Ihr Kopf war etwas zur Seite gesackt und die Brille von ihrer Nase gerutscht. Sie besaß zarte Gesichtszüge, hatte schmale Lippen und ein kleines, spitzes Kinn. Ihre spindeldürren Arme lagen ausgestreckt neben dem Körper. Infusionsnadeln steckten in beiden Armbeugen. Die zuständige Krankenschwester klärte mich über den Zustand der Patientin auf, bevor ich die nächste Schicht übernahm.

Die Frau war gerade aus dem OP gekommen, in dem die Ärzte eine Bauchspiegelung vorgenommen und Gewebe aus ihrer Magenwand entnommen hatten, weil ihre Schmerzen nicht nachließen. Nach der Operation maß man ihr Puls und Blutdruck. Ihr Zustand war stabil. Sachte berührte ich sie an der Wange, um sie aufzuwecken. Es war eine sehr bereichernde Aufgabe meiner zwanzigjährigen Laufbahn als Krankenschwester, unter den ersten ermunternden Stimmen zu sein, die ein Patient hörte, wenn sich der Nebel lichtete und der Patient aus der Narkose erwachte. Ich füllte ihre Wasserkanne und strich die Decke glatt. Dann überflog ich ihre Krankenakte. Sie würde bald zu sich kommen. Ich konnte nur warten.

»Tricia Somers«, las ich leise, als ich ihren Namen auf dem Schild sah. Es traf mich, weil ich Tricia Seaman heiße – wir hatten

denselben Vornamen, gleich geschrieben, und wir hatten dieselben Initialen, T. S.

»Wenn das mal kein Zufall ist.«

Ich las weiter in ihrer Krankenakte, wobei mir eines sofort auffiel: Sie war alleinerziehende Mutter eines achtjährigen Sohnes und lebte in Harrisburg, Pennsylvania. Ich fühlte von Herzen mit ihr, weil ich selbst einen zehnjährigen Sohn und drei Töchter im Teenageralter habe. Ich bin gesegnet mit Dan, dem besten Ehemann und Vater für meine Kinder, den man sich nur wünschen kann. Diese junge Frau musste ihr Kind allein großziehen.

In der Akte war ebenfalls vermerkt, dass sie keine Familienangehörigen in der Region hatte.

Noch verstörender für mich war, dass an ihrem Krankenbett niemand darauf wartete, dass sie aufwachte. Außerdem stand in der Akte, dass bei ihr erst vor wenigen Monaten eine sehr seltene Art von Leberkrebs diagnostiziert worden war. Nun lag sie wieder in einem Bett im Community General Hospital, einem Krankenhaus von PinnacleHealth. Man wollte herausfinden, warum sie weiterhin starke Magenschmerzen hatte, obwohl den ersten Ergebnissen zufolge der Tumor von der Leber entfernt worden war.

»Das arme Mädchen«, flüsterte ich, während ich sie so betrachtete.

Sie murmelte etwas, das nicht zu verstehen war, und rollte ihren Kopf nach rechts.

Die Narkose ließ nach. Ich ging hinüber zu der Tafel, die neben ihrem Bett an der Wand angebracht war, und schrieb in großen, gewundenen Buchstaben meinen Namen darauf, sodass sie ihn leicht lesen konnte. Als ich mich wieder umdrehte, kämpfte sie gerade damit, ihre Augen offen zu halten. Sie sah mich an, musterte

mich von Kopf bis Fuß und blinzelte dabei müde, weil ihre Sicht immer noch verschwommen war.

»Hallo«, sagte ich. »Wie geht es Ihnen? Ich heiße Tricia und bin heute Ihre Krankenschwester. Es wird ganz leicht für mich sein, mir Ihren Namen zu merken, weil Sie genauso heißen wie ich und auch so geschrieben werden.«

Sie löste ihre Zunge vom Gaumen und formte umständlich einige Worte: »Oh, das ist doch praktisch, nicht wahr?«, sagte sie und blickte verschlafen auf die Tafel.

Ich ging zu den Geräten rechts und links von ihrem Bett und überprüfte die Einstellungen.

Ihr Beistelltisch war voller Zeichnungen und Bastelarbeiten eines Kindes. Wieder erfasste diese Schwere mein Herz. So viele Fragen gingen mir durch den Kopf. Wer kümmerte sich denn um ihr Kind, wo sie doch laut ihrer Krankenakte keine Angehörigen in der Nähe hatte? Wahrscheinlich waren ihre einzigen Kontakte engere Freunde. Kein Vater für den Jungen. Keine Eltern, die sie versorgen konnten. Es kam nur selten vor, dass ich einen Patienten in der Onkologie hatte, dem niemand Luftballons mit der Aufschrift »Gute Besserung« vorbeibrachte. Normalerweise waren die Patienten von Familie, Freunden und viel Liebe umgeben. Zumindest einer war immer da, um sie zu unterstützen und ihre Hand zu halten. Diese Frau hingegen war wie eine Insel in einem Meer von Problemen. Ich konnte nur innerlich beten, dass ihre Gewebeprobe unauffällig sein würde.

Ich kam näher und betrachtete die Zeichnungen etwas eingehender. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie schwer es für sie sein musste, von ihrem Sohn getrennt zu sein. Als ob sie meine Gedanken lesen könne, öffnete sie die Augen. Ich bin mir sicher,

dass sie darum kämpfte, so schnell wie möglich zu ihrem Sohn zurückzukehren.

»Sie können mich Trish nennen«, sagte sie und nahm den Faden genau da wieder auf, wo unser Gespräch geendet hatte. »Alle nennen mich so.« Ihre Augen suchten mühsam den Weg durch die Brillengläser. Sie räusperte sich und schluckte.

»Sie können mich Trish nennen«, sagte sie und nahm den Faden genau da wieder auf, wo unser Gespräch geendet hatte. »Alle nennen mich so.«

»Trish also. Das ist gut. Wie geht es Ihnen denn?«

»Ich bin noch am Aufwachen.«

»Ist denn der Eingriff gut verlaufen?«

Sie wollte nicken. Doch dann überlegte sie es sich anders. Zu viel, zu früh.

»Gut, denke ich. Die Ärzte haben alles gesehen, was nötig war.«

»Haben Sie Schmerzen?« Ich rückte ihr Kissen zurecht, sodass sie ein bisschen höher lag.

Sie schloss ihre Augen wieder, blieb aber wach.

»Ich bin einfach so müde. Sehr, sehr müde.«

»Ja, Sie haben einen harten Tag hinter sich. Bestimmt brauchen Sie einfach ein bisschen Ruhe.«

Langsam öffnete sie ihre schweren Lider und sah mir ins Gesicht. Ich lächelte sie an, wohl wissend, dass mein Lächeln in dem Durcheinander ihrer Gefühle vermutlich keinen Eindruck hinterlassen würde.

»Ich hoffe nur, dass die Ärzte herausfinden können, was los ist«, sagte sie. »Ich brauche Antworten auf meine Fragen.«

Wieder schaute ich auf die Zeichnungen. Es war nicht meine Aufgabe, mehr zu tun, als den Zustand der Patienten zu beobachten und die notwendige Versorgung zu gewährleisten.



Ich betreue viele Patienten. Doch irgendetwas traf mein Herz in dem Moment, als ich Trish kennenlernte. Vielleicht geschah das, weil mein Sohn Noah in einem ähnlichen Alter war wie ihr Sohn und auch so gern Bilder für mich malte. Ich wollte mehr erfahren. Etwas in mir wollte unbedingt ihre Geschichte hören. Ich überprüfte ihre Infusion und fragte beiläufig: »Also, wenn es Ihnen nichts ausmacht, darüber zu sprechen: Wie sind Sie hier gelandet? Welchen Weg haben Sie hinter sich?«

Ich war mir nicht sicher, ob ich eine Grenze überschritten hatte. Plötzlich stand eine Mauer des Schweigens zwischen uns. Doch dann öffnete Trish ihre Augen vollständig. Es war, als ob sich der Nebel gelichtet hätte und sie mich jetzt zum ersten Mal richtig sehen würde.

Sie rückte ihre Brille nach oben, sah die Infusionsnadeln in ihrer Armbeuge und zuckte zusammen. Ich konnte den Ausdruck auf ihrem Gesicht nicht deuten, sah jedoch die Verzweiflung in ihren Augen. Sie wollte darüber sprechen, so viel war sicher.

Trish erzählte mir, dass sie einen Berner Sennenhund namens Molly besaß, auf den jetzt eine Mitarbeiterin des Krankenhauses aufpasste. Trish war jeden Tag mit Molly Gassi gegangen und hatte sich gesund ernährt, um bei Kräften zu bleiben. Zunächst ging es ihr gut. Als sie dann immer mehr an Gewicht verlor, schrieb sie das der vielen Bewegung zu. Im Herbst bekam sie dann quälende Bauchschmerzen. Anfangs versuchte sie, diese zu ignorieren, doch sie wurden mit der Zeit immer schlimmer. Ihr Hausarzt machte einige Bluttests, fand jedoch nichts Ungewöhnliches. Die Schmerzen nahmen weiterhin zu. Irgendwann konnte sie nur noch mit Mühe aufrecht sitzen.

Trish erklärte mir: »Ich habe im Kundendienst gearbeitet, den ganzen Tag mit Kunden telefoniert, Probleme besprochen und

so weiter und so fort. Der Schmerz wurde so stark, dass ich am Schreibtisch die eine Hand auf die Tastatur legen und die andere auf meinen Bauch pressen musste. Lange Zeit versuchte ich, meinen Job zu behalten, um Miete und Rechnungen zu bezahlen. Doch am Ende blieb mir keine Wahl mehr und ich musste meine Arbeit kündigen.« Außerdem erzählte mir Trish, dass sie im Oktober 2013 in die Notaufnahme gekommen war. Die Ärzte hatten sich für eine Computertomografie entschieden, die einen Tumor auf ihrer Leber zeigte. Anschließend führten die Ärzte eine Biopsie durch.

Die Ergebnisse der Gewebeentnahme zeigten, dass Trish eine seltene Art von Krebs hatte.

Die Ärzte glaubten zunächst, sie hätten den Krebs im Griff und er habe nicht gestreut und somit weiteres Gewebe angegriffen. Man glaubte nicht einmal, dass der Krebs der Grund für all ihre Schmerzen war. Nach Meinung der Ärzte würde der betroffene Bereich ihrer Leber gar nicht derartige Symptome hervorrufen.


»Aber ich wusste, dass etwas nicht stimmte«, teilte mir Trish mit und schüttelte dabei den Kopf. »Schließlich konnte ich nicht arbeiten. Ich konnte nicht aufrecht sitzen. Ich konnte nicht einmal mehr richtig stehen. Es war nicht auszuhalten. Aber ich hoffe inständig, dass sich jetzt endlich zeigen wird, woran es liegt.«

»Wer passt auf Ihren Sohn auf?«, fragte ich Trish. Ich stand neben dem Tisch und bewunderte eine der Buntstiftzeichnungen ihres Sohnes mit einem Herzen und dem Wort »MAMA« darauf. Trish antwortete: »Ich habe eine Nachbarin, die auf ihn aufpasst, und noch ein paar gute Freundinnen, mit denen ich zusammengearbeitet habe. Sie wechseln sich ab, weil man von niemandem erwarten kann, sich allein um ihn zu kümmern. Er ist sehr lebhaft, wissen Sie.« Ich wollte eine Bemerkung machen, wie sehr sie ihn


vermissen müsse, aber ehe ich die Worte gefunden hatte, holte sie schon ihr Handy hervor und suchte nach Bildern von ihm.

»Er heißt Wesley«, sagte sie lächelnd. Mir fiel auf, wie viel besser sie aussah, wenn sie von ihm sprach. »Er ist acht Jahre alt und in der zweiten Klasse. Schauen Sie, das ist er. Da sind wir gerade am Herumblödeln. Ich liebe sein Lachen. Ist das Foto nicht schön? Als ich das letzte Mal im Krankenhaus war, habe ich ihm Nachrichten auf Zettel geschrieben. Ich musste einfach mit ihm sprechen, aber er war nicht da. Deshalb habe ich meine Gefühle einfach aufgeschrieben. Das beruhigt mich, selbst wenn er diese Nachrichten nie lesen wird.«

Die Fotos von Trishs Sohn ließen mich dahinschmelzen. Er war offensichtlich ein kleiner Charmeur. Ich genoss die Tatsache, dass Trish sich mir mitteilte. Es war, als würde sie mir die Tür zu ihrem Herzen öffnen, mich hineinbitten und dort verweilen lassen. Und ich wollte dort verweilen. Noch nie zuvor hatte ich so etwas empfunden. Natürlich fühlte ich mit allen meinen Patienten. Ich sprach gern mit ihnen, versuchte sie zum Lachen zu bringen, lernte ihre Familien kennen ... Doch das war etwas anderes. Was genau es war, wusste ich nicht.



Es war, als würde sie mir die Tür zu ihrem Herzen öffnen, mich hineinbitten und dort verweilen lassen. Und ich wollte dort verweilen. Noch nie zuvor hatte ich so etwas empfunden.



Es übertraf alles, was ich je erlebt hatte. Eigentlich war mein Gefühl gar nicht so außergewöhnlich. Letztendlich war es einfach menschlich, Sympathie zu empfinden.

Trish schien weitgehend mittellos zu sein und kämpfte allein gegen ihre Krankheit an.

Es musste beängstigend sein, in diesem Bett zu liegen, allein und ohne zu wissen, was passieren würde. Trish hatte bereits eine

Krebsdiagnose hinter sich und solche Schmerzen, dass sie sich über ihren kritischen Zustand im Klaren sein musste. Warum nur fühlte ich mich ihr so verbunden? Warum wollte ich dieses Gefühl identifizieren und benennen können?

Trish war nun ganz wach und schien reden zu wollen. Und ich hatte alle Zeit der Welt, ihr zuzuhören. Sie erzählte mir ein bisschen aus ihrer Vergangenheit und ihrem Privatleben. Wesley's Vater war auf und davon, ihre Eltern starben beide an Krebs, sie und ihr Bruder sprachen nicht viel miteinander. Es war kein leichtes erstes Gespräch, besonders für jemanden, der gerade eine Operation hinter sich hatte, aber Trish entwichen die Worte wie Luft aus einem Ballon. Sie schien sie endlich herauslassen zu müssen. Jedes Wort kam mit solch einer Dringlichkeit. Dann fragte sie mich nach meiner Familie und ich erzählte ihr kurz von Dan und den Kindern. Beinahe fühlte ich mich schuldig, das zu haben, wonach sie sich höchstwahrscheinlich verzweifelt sehnte. Ich erzählte ihr auch, dass sich meine Eltern ein paar Jahre zuvor hatten scheiden lassen und dass meine Mutter nur ein paar Blocks von uns entfernt in dem Haus wohnte, in dem ich aufgewachsen war.

Fast eine Stunde verging und ich musste weiter zu meinen anderen Patienten. Doch Trish ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich musste immerzu an sie denken. Ihre Worte klangen in mir nach. Die Bilder von Wesley verfolgten mich lange Zeit und legten sich über die lachenden Gesichter meiner eigenen Kinder.